

Fernsprecher

Fernsprecher

Es ist ein Friedwald am Rande der Stadt. Eine Aschenwolke liegt in seiner Erde. Darin wächst ein Baum. Ascheteilchen sind schon in seinen Wurzelkanälen aufgestiegen; allmählich zerschmilzt die unterirdische Wolke und bildet, nur für sich allein betrachtet, das innere Abbild der großen Pflanze, in die sie eingezogen ist.

An der Mauer am Baum steht eine gläserne Kabine, wie ein aufrecht gestellter, gelb gerahmter Schneewittchensarg. Darin kramt ein Mann umständlich eine Packung filterloser Zigaretten aus der Manteltasche, während er mit der anderen Hand nach ein paar Geldstücken für den klobigen Fernsprecher sucht. Umständlich soll er’s tun! Dies ist eine einfache Geschichte. Denn ohne Talent kann nichts wirklich Gutes geschrieben werden und in Groschenromanen wird alles nun einmal wortreich getan. Das bringt Zeilenhonorar und nebenbei das klapprige Satzgerippe in den richtigen Takt. Die Geschichte wird länger und wirkt, als wäre sie in Zeitlupe getaucht.

Im desinterssiert wandernden Blick sieht er nebenbei, wie jemand mit kräftigem Schwung eine Autotür zuwirft. Ein grauer Mittfünfziger lässt, noch während sich das satte Schließgeräusch ausbreitet, den wichtigtuerischen Blick bilanzierend über die hügelig gewellte Masse der im Nieselregen dampfenden Blechdächer schweifen. Er tut dies um festzustellen, ob zufällige Passanten seine Mondvisage mit der schweren, schwarzen Karosse in Verbindung gebracht haben. Den durch das satte Zuschlagen ausgelösten, fordernd forschenden aber dennoch von ihm fast beiläufig kurz gehaltenen Blickkontakt mit der augenscheinlich glotzenden Umwelt wertet der Graue als respektvolle Anerkennung desjenigen, der es nicht nur in der Hierarchie der Kreditwürdigen geschafft hat. Es sogar geschafft hat zu denen zu zählen, die gehört und gesehen werden, obwohl sie oft nicht viel zu sagen haben.

Der Mann in der Fernsprechzelle hat in all seiner Gleichgültigkeit für belanglosige Prahlerei den Blick ganz schnell gesenkt. Eine Geste, die der blitzschnell beobachtende Wichtigmann als verschämtes Eingeständnis der Unterlegenheit des Gegenübers mißinterpretiert, ein triumphierendes Fehlurteil, das seinem guten Befinden dem vermeintlichen Schwanzeinzieher und dem Selbst gegenüber sehr zuträglich ist. Wohin man auch blickt, es ist doch immer falsch! resümiert der Mann im Mantel, der langsam und gründlich sein Geld in den Münzschlitz wirft, das auf seinem Weg nach unten einen Katarakt metallisch klingender Reaktionen auslöst. Er hört dem klingelnden Rasseln bis zum Ende zu, zündet sich eine der Zigaretten an, und ein langgezogener Klang bedächtig pirschender, schwerer, nasser Kieswegschritte zischelt hinauf zu einem tiefen, ersten Lungenzug. Der Mann wählt eine Nummer, hört erst den Wählton, dann den langsamen, runden Klang des Freitones aus dem schweren und schwarzen, noch kalten Bakelithörer an sein Ohr dringen. Der Hörer ist durch ein metallspiralenummanteltes Kabel in der Art eines Duschschlauches mit dem an der Wand montierten Apparat verbunden. Nikotin flutet an, wird zu Beschleunigung, Kick, kräftigem Puls, zu Kraft, und manchmal zittrig kalten Fingern. Die Beste ist immer noch die erste am Morgen, sagt der Betäuber im Kopf, und alle darauf Folgenden sind nur blasse Schatten dieser Frühstückskippe. Die Sucht nagt und ackert zeitig schon mitten durch den Körper: Vom Solarplexus zieht sie ganz langsam die Brusthöhle empor und ist gleich nach dem Aufstehen schon zu spüren. Doch dann legt der mit Glücksgefühlen getränkte blaue Morgennebel sich satt und angenehm weich mit dem erlösenden, dumpfen Schmerz auf Bronchien und Luftröhre, durchdringt kraftvoll Herz und Muskeln, der Betäuber zieht sich zufrieden ins Kuckucksuhrengehäuse der Seele zurück und kann einstweilen an den Aktor übergeben. Das Frühstück muss kurz sein, um das vom heißen Kaffee begleitete Abbrennen des ersten Glimmstengels und den darauf folgenden Tatendrang nicht hinauszuzögern. Zu Erkältungszeiten wird der Tabakgeschmack in einer übertrieben fülligen Rundheit unangenehm klebrig,

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Fernsprecher

bekommt einen beißenden Oberton und greift wie eine hölzerne Hand in Mund und Rachen - doch wäre das bißchen Maulkorbgefühl noch lange kein Grund, der wunderbaren Sucht zu entsagen.

Der Mann räuspert seine Stimme frei und eiskalter Wind bahnt sich seinen Weg durch die undicht klappernde Glastür, gegen die der stärker gewordene Regen klatscht. Und noch bevor der sich am anderem Ende befindliche, aus dem Schlaf aufgeschreckte alte Mann versuchen kann, aus der monotonen Stimme des nächtlichen Quälgeistes Rückschlüsse auf ihren Besitzer zu ziehen und sich der noch gültigen Regel entsprechend mit seinem Namen zu melden, hebt die Fernsprecherstimme an, unterbrechungslos und unabwendbar, ganz ohne Platz für Einwürfe in einem milden, doch bestimmten Befehlston zu sprechen. Die Stimme klingt nach der eintönig und luftlos wimmernden sonntäglichen Betlitanei süddeutscher Radioprogramme (Frucht deines Leibes und so weiter), und, da sie so tief und dunkel ist, auch ein wenig nach dem nur vom typischen Xylophongeklingel unterbrochenen Sprechpartrhythmus aus Zappas Meisterstück I'm the slime. Ihre Rede ist gut vorbereitet, hört sich aber nicht so an, als würde bloß vorgelesen. Der Angerufene kann sich trotz seiner Müdigkeit den Wörtern nicht entziehen, muss zuhören, denn der Anrufer hat ohrenscheinlich all das, was er selbst noch nie besaß: Ruhe, Kraft und einen überzeugend kräftigen Ton, dem man auch in sicherer Entfernung kaum ausweichen kann. Er hat einen Klang mit der Wirkung eines Magnetfeldes, Macht, ihn in der Art eines Therapeuten zu verhören um mit aggressivem Stimulus möglichst viel an Response aus der dunklen Seele des Alten herauszuholen.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de